

(Nachdruck verboten.)

2)

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Die Usamin gab viel und doch nicht alles verloren; sie wartete etliche Zeit, bis nach ihrer Meinung die Trauer wieder oben auf schwamm.

Dann kriegte sie den Wittiber nochmal am Kermel.

„Ja Herrgott . . .!“

„Geh! Muacht it a so feil! I sag nix mehr von an Geld!“

„Du kriegst scho koans.“

„Dös san mi arma Deut g'wohnt. Aba, paß auf, den brauna Rock von ihr und den Spensa kunnt'st ma do scho geb'n.“

„Wos für an brauna Spensa?“ fragte mit einmal Ursula, und fragte es sehr scharf.

„I ho do mit dir it g'red't.“

„Na, aba an Bata that'st o'betteln und schamst di gor it.“

„Dös is it bettelt, bal mi fragt!“

„Dei Frag'n kenn i scho, und schama thuast di du gor it. Möcht sie 's G'wand vo da Muatta!“

„Was waar's nacha, bal mi an Spensa kriagat? Goscht du it gnuu Sach? Is dös it da Brauch, daß mi an Verwandt'n was gibt? Da möcht i scho von Betteln sag'n und 's Mäu recht aufreiß'n, als wenn sie koan Schwesta net g'wen waar von mi und 's Vet'n net aa braucha kunnt!“

Die Usamin deckte ihren Rückzug tapfer und gut, wie ein jeder sagen mußte, aber sie mußte eben doch zurückweichen und von allen Angriffen abstehen.

Sie saß wieder am untern Ende des Tisches und blieb von den flinken Augen der Ursula bewacht, so daß kein lautes Gespräch mehr für sie eine neue Gelegenheit gab.

„Und jek geh i,“ sagte der Schormayer bald darauf und stand auf.

„I geh mit dir, Bata,“ rief der Lenz.

„Na, du bleibst do, und de andern aa. I find alloa' hoam, und koan Unterhaltung brauch i net. S' Good beinand!“

Er schwankte etwas und hatte in Kümmeris und Nachdenken mehr Bier getrunken, als mancher Fröhliche ertragen könnte; aber die Türe erreichte er doch in einer mäßigen Hogenlinie.

Die Trauerversammlung rief ihm Grüße nach und hielt eine Zeitlang Betrachtungen ab über die Schormayerin und ihr schnelles Sterben und über den Tod im allgemeinen.

„Es is wirkli hart für eahm,“ sagte die Fischerbäuerin, „und bal mi 's recht sagt, is er z' alt zu'n no mal Geireth'n und z' jung zu'n Aufhör'n.“

Die Schneiderin rückte näher zu ihr und wisperte leise, daß es die Mannsbilder nicht hören sollten: „Ueberhaupt's sag i dös: bei dem Alter is besser, wenn da Mo z'ersch't stirbt, weil si inderoans leichter in d' Ruah gibt.“

„Da hoscht amal recht, und des sell is no allemal wahr g'wen, wia ma sagt: bal inder Herrgott an Sanswurf't'n hamn will, laßt er oan mit fuß'g Jahr Wittiber wer'n.“

Die Fischerin sah die Schneiderin bedeutungsvoll an, und sie nickten mit den Köpfen und waren sich einig darüber.

2. Kapitel.

Der Schormayer trat tiefe Löcher in die weiche Dorfasse, wie er jetzt an dem trübseligen Herbstnachmittage heimging, aber er achtete nicht auf den glucksenden Lehm, der ihm an den Stiefeln hängen blieb.

Wenn er vom Wege abkam und beinahe knietief in den Schmutz trat, schluchte er still und lenkte in die Mitte der Straße ein, aber bald zog es ihn wieder links oder rechts an einen Baun, und er blieb stehen und brummte vor sich hin:

„Nix mehr is; gar nix mehr.“

„Simmelherrgott!“ sagte er, wenn ein Windstoß in die Obstbäume fuhr und ihm kalte Regentropfen ins Gesicht schleuderte.

Ein Hund riß an der Kette und bellte ihm heifer nach; beim Finkenzeller öffnete die alte Mariann ein Fenster und rief ihm zu: „Derstt ma 's it übel ham, daß i net bei da Reich' g'wen bi; i hon an Wehdam in die Haren (Schmerz in den Weinen) und kimm it bei da Tür auf. I waar ihr

so viel gern ganga, und derstt ma 's g'wiß glaab'n, i bi ganz vofemma, wia'n i dös g'hört hab, und weil sie gar so . . .“

Der Schormayer hörte sie nicht; er bog scharf um die Gausede und war nun bald, unverständliche Worte murmelnd, an der Einfahrt seines Hofes.

Die Spuren vieler Tritte waren noch sichtbar; sie liefen mitten über den geräumigen Platz bis zur Haustüre, und bei ihrem Anblick raffte der Schormayer seine Gedanken wieder fester zusammen.

„Da hamn f' as raustrag'n. Ah mei! Ah was!“

Er sagte zögernd nach der Türklinke, als vom Kuhstall herüber eine helle Weiberstimme klang.

„Bauer!“

„Was is?“

„Schaugt it eina? D' Schellerin hat a Raibi (Kalb) kriagt?“

„Was nacha?“

„A Stierkaibi.“

Die Stalldirne klapperte auf ihren Holzpantoffeln mit hoch aufgeschlagenen Röcken näher heran.

„Vor a Stund is 's femma, und hat gar it viel ziahg'n braucha, und i ho mir z'ersch't denkt, i schick umi zu'n Wirt, aba nacha is an Tristl sei Knecht da g'wen, und nacha . . .“

„Ja, ja! Is scho recht . . .“

Er trat ins Haus und schlug die Türe hinter sich zu. Im Flöh (Flur) stand noch der weißgebedeckte Tisch, und darauf ein Kreuzifix, auch war ein süßlicher Duft von Weihrauch zu merken, und so blieb der Schormayer nachdenklich stehen und schaute die Stiege hinauf, über die sie vor wenigen Stunden seine Bäuerin heruntergetragen hatten.

Er zog den Mantel nicht aus und hing den Hut nicht an den Nagel; wie er war, ging er mit schmutzigen Stiefeln in die Stube und setzte sich auf die Ofenbank.

Es wurde schon Abend, und die Fenster schauten wie große Augen in die dämmerige Stube herein; eine Uhr tickte laut und aufdringlich, als das einzige Ding, was hier zu vernehmen war, und ihr Schlag und die Stille und dunkle Winkel erinnerten den Schormayer an seine Verlassenheit.

Er dachte wohl nicht viel darüber nach und malte sich keine wehmütigen Bilder vor, aber er spürte die Einsamkeit, wie er sich so vornüber beugte und auf den Boden sah.

Da waren einige weiße Flecken; und wie er nachdachte, woher sie kämen, trat ihm lebhaft und deutlich die traurigste Stunde seines Lebens vor Augen.

Das waren Tropfen von Wachskerzen, und da herinnen waren die Weiber versammelt, als der Pfarrer die Leiche aussegnete.

Er hörte die Hammerschläge, die von oben herunter tönten, als sie den Sarg zumachten, und dann schwere Tritte auf der Stiege, und das Schleifen der Totentruhe, und die tiefen Stimmen der betenden Männer und die hellen der Weiber, und dann wieder durch die Stille eine fette Singstimme, der eine andere erwiderte mit fremden Worten, die er oft und oft gehört, aber heute sich erst gemerkt hatte:

„Requiescat in pa-ha-cek! A-ha-men!“

Eine zitternde, verschnörkelte Stimme, und dann das Klirren des Weihrauchfassens, und gleich darauf ein weißer, reizender Rauch, der viele zum Husten brachte.

Und ein Flüstern unter den Männern, die den Sarg aufhoben, und wieder viele dumpfe Tritte, und schreiende Stimmen durcheinander.

„Bater unsa, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name . . .“

Der Bauer fuhr zusammen, weil die Stubentüre aufging.

„Wos geit 's (Was gibt's)?“

„I bin's,“ sagte die Stalldirne, die auf Strumpfsocken hereinkam.

„Was willst?“

„I ho ma denkt, ob's d' as Raibi net o'schaugt, weil 's gar so fei is.“

„Morg'n nacha.“

„Und d' Ruah is aa guat beinand; gar it viel ei'brocha.“

„So?“

„Ganz leicht is ganga; i hätt an Tristl Knecht schier gar it brauch; aba no, mi woach net.“

Der Bauer gab keine Antwort.

Benzi ging ans Fenster und schaute hinaus; gegen die Helligkeit erschien ihre Gestalt so groß und mächtig, daß sie der Schormayer zum erstenmal daraufhin anschauen mußte. Die hatte einen Buckel wie ein starkes Mannsbild und dicke Arme und volle Brüste.

„Soll i dir a Kaffeesuppen kocha?“ fragte sie.

„Na.“

„Aba d' Ursula werd so schnell it femma, und i fo d' as leicht macha.“

„I mog nix.“

Benzi trat zur Ofenbank; und wie der Bauer sie nicht wegschickte, setzte sie sich neben ihn.

Ihr Arm streifte den seinen, und eine Wärme ging von ihr aus, die ihm wohlthat; den ganzen Tag hatte er das Gefühl gehabt, daß es ihn fröstle beim Alleinsein, und in der Stube hatte es ihn erst recht so überkommen.

Benzi drehte den Kopf nach ihm zu; ihr sinnlicher, breit gezogener Mund und ihre flackernden Augen versprachen Dinge, die selten einer verjähmt.

Aber der Schormayer schaute sie nicht an.

„Wie lang is sie jetzt krank g'wen?“ fragte Benzi.

„A schlecht's Bliat hat sie scho lang g'hot,“ erwiderte er, „aba g'leg'n is sie it länger wia 'r a viertl Jahr; dös waßt ja selm.“

„An da Lungl hat 's ihr g'feit (geseht), gel?“

„Ja.“

„A meiniger Betta, wo i in Deanst g'wen bi, hot 's aa'r a so g'habt und is alle Täg weniga worn. Da is a'scheidter, bal oans stirbt.“

„Ja, ja.“

„Dös ko mi net anderst macha, und da waar i jetzt net a so trauri.“

„Dös bastestst du z' weni,“ sagte er und streifte sie mit einem Blick.

„Moanst?“

„Wenn ma so lang baheireth is mitanand, da g'hört ma so z'samm, daß ma si dös gar it anderst ei'bild'n ko.“

„Aba d' Freud ko aa nimmer so groß g'wen sei.“

„Was für a Freud?“

„No, a so halt,“ sagte Benzi und stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

Er schaute sie wieder an; ihr Mund war zu einem sinnlichen Lachen verzogen, und ihre Augen wichen nicht aus.

„Ah meil!“ sagte er. „An felle Dummheit'n denkst mi do net.“

„Baar ma scho gnua!“ sagte sie. „Da denkst i freilich dro. Für was is ma denn baheireth?“

„Geah! Du bist halt no jung und dumm. In Ehtand is ganz anderst als wia lediger.“

„Warum nacha?“

„Weil mi halt g'scheidter werd, und älter aa, und weil mi an was anders z' denka hot.“

„Du bist do net z' alt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sein Sieg.

Von Wilhelm Holzamer.

Der Hannes war noch ganz benommen. Er wußte nicht, war es von seinem Traume in der Nacht, hatte er nach seinem Mittagsschlaf wieder dasselbe geträumt, war er noch schlaftrunken, oder hatte es dieser byrdammte Tag überhaupt an sich, einem die fünf Sinne wie an Stride festzubinden? Nach seinem largen Mittagessen war er einfach eingeschlafen, er wußte gar nicht wie, nur einfach eingeschlafen war er. Das war ihm auch noch nie so passiert. Ja, diese Geschichten, das war abspannend. So was hielt kein Gaul aus. So stark und kräftig er auch war, auch ihm ging das auf die Dauer an die Leber. Gott Strampach! Aber heute soll's ein Ende nehmen. Wenigstens ein Ende. Heute versteigerten sie ihm das Häuschen und das bißchen Möbel. Dann war's fertig. Dann war er aber auch gezeichnet für sein Lebtag. Das war dann nicht mehr wegzuwischen. Jeder Gassenbub konnt's ihm dann zurufen. Und er muß sich's gefallen lassen. Für sein Lebtag hatte er dann die Schand zu tragen. Aber 's war ein End. Er war's nun gerade satt. Er war abgeradert wie ein Karrengaul, wie ein altes, steifes Vieh. Wenn sie einem sein bißchen Sach denn nehmen wollen, dann sollten sie's wenigstens kurz machen.

Es blieb ihm immer so artig dumpf im Kopf. Das wollte gar nicht weggehen. Ob das wirklich vom Tag war, oder vielleicht vom Schlafen her war? Oder vom Traum? Vom Traum? Was war's denn, was er geträumt hatte? Sader, das war's auch, der

Traum. Der steckte ihm noch in den Knochen. Was war's denn rasch gemessen?

Er begann sich auf seinen Traum:

Er hatte geträumt, daß er seine Art auf seinem Knie entzweigebrochen hätt — das Knie tat ihm noch weh davon —, und daß er das halbe Stüd Stiel ruhig neben sich gelegt hätt, aber das ander Stüd, das mit der Art, irgend wohin gemorfen hätt, weit von sich, er wußte selbst nicht wohin. Und da hätt's jemand gestroffen; Herrgott ja, richtig, und hätt ihn totgeschlagen, einfach totgeschlagen, einfach mausetot, so wie ein Mäh vom Himmel einen trifft, plötzlich und furchtbar wie ein Strafgericht, und mausetot. Erbarmungslos tat. Herrgott ja. Wenn der Teufel sein Spiel macht!

Es schuderte ihn ordentlich, als tät ihm einer eiskalt Wasser über den Buckel gießen. Er wollte auf alle Fälle heut an sich halten, wie's ihm auch in den Fäust zuden tat, und wollt sich beherrschen, wie sie's ihm auch machen täten. Der Traum sollt ihn gewarnt haben, daß es kein Unglück gab. Denn es ist keine Kleinigkeit, sein Vater- und Mutterhaus so weggenommen kriegen wegen so ein paar lumpiger Schulden, und für ein paar Lumpeln an den ersten besten, dem's zufällt. Und wer das in seinem Leben nit erlebt hat, der kann das nit wissen, wie das tut. Und die hohen Herrn Richter wissen das gar nit, am wenigsten die, die aus den hohen Häusern stammen. Da weiß man nit, was Sorg und Schand heißt. Die sollten da gar nit mitreden dürfen. Die kennen nur das Wohlleben. Wer aber die Armut nicht erfahren hat am eignen Leib, der sollt auch über die Armut nit richten dürfen. Wenn's nach ihm ging.

Ja, die reichen Leut und die hohen Beamten, und Recht und Gerechtigkeit, und wenn der eigene Bruder noch gar, der eigene Bruder, na er wollt seine Art heut festhalten, daß es kein Unglück gab.

Er sah auf seine Uhr. Mechanisch. Denn eine Sekunde drauf mußte er die alte, dicke Spindeluhr wieder vom neuem herausziehen, um die Zeit zu sehen. Es war nun nach eins, und zwischen halb drei und drei sollte die Versteigerung sein.

Der Hannes ging hin zu seinem Hoftor und lugte sehr vorsichtig hinaus nach der Strake vorn, ob schon die Leute kämen, die steigen wollten. Aber die Strake war noch leer. Mechanisch griff er noch einmal nach seiner Uhr, machte sich aber diesmal auch nicht den leisesten Gedanken über die Zeit. Dann umschritt er sein Besitztum, das nun die letzten Minuten noch sein war. Er zündete seine Pfeife an, steckte die Hände in die Hosentaschen, tat ein paar kräftige Züge und setzte sich dann in Bewegung. Er ging langsam seinen Hof entlang. Er fühlte gar nichts, als nur etwas Unklares, Dumpfes, wie wenn einer lange im Nebel geht.

Die Ställe waren schon leer. Das Rindvieh und den Gaul hatten sie ihm schon geholt. Die junge Geiß, die noch keine Milch gab, die hatten sie ihm gelassen. Die hätten sie auch gleich nehmen können.

Dann blieb er stehen und faute an seinem Kloben.

Da hatte er sich abgeradert beinahe die dreißig Jahr lang, und wenn er seine Zubenzzeit noch mitzählte, wo er mit dem Vater hatte schaffen müssen, wie der Joseph studiert hat und der Ferkelstecher noch in den Windeln gestrampelt hat, da waren's noch mehr als dreißig Jahre. Und Herrgott von Windheim, das war kein Fuchsdreß.

Aber nun war er fünfundfünfzig, und so lange lebte er auch auf dem Hofe. Zwanzig Jahre mit seiner Fran, der Kathrin zusammen, bis die auch hatte ins Gras beißen müssen, ohne von ihrem Leben was gehabt zu haben. Fleißig hatten sie zusammen geschafft, das mußte ihnen ihr ärgerer Feind lassen, und wenn's ihnen beiden so recht hart angegangen war, da hatten sie sich einander auf später vertröstet, wenn ihnen die Kinder mal groß wären, daß die ihnen helfen könnten, und daß sie dann wie andere Leut auch die Hand ein bißchen in den Schoß legen könnten, und wenn's halt auch erst zum Feierabendruhen war. Aber nein, 's war nichts damit geworden. Der Große, der Hamjörg, hat keine Lust an der Bauerei gehabt, hat partout Metzger werden wollen und fliegt nun draußen in der Welt herum, Gott weiß wo. Und das Lieschen, das hat sich auch nit daheim halten lassen, das ist in die Stadt dienen gangen und hat dann den Unteroffizier geheiratet und hätt sich auch gescheit in den Rhein hinein geschmissen. Gott verzeih ihm, er ist halt doch ihr Vater, und er wollt ihr ja nichts Böses wünschen, aber ein ehrlicher Tagelöhner wär ihm lieber gewesen als gerade ein Unteroffizier, für dem seine Sprengel und Sprüch er aber auch gar keine Fiduz hatte.

Und dann war seine Frau, die Kathrin, gestorben, und er war ganz allein geblieben, und da war's eben kein rechter Zusammenhalt gewesen mehr mit dem bißchen Sach, und Glück hatt er auch keins gehabt, und so war's immer abwärts und abwärts gegangen, bis er dem Bruder Ferkelstecher jetzt reif vorgekommen war, ihm alles zu versteigern.

Er riß von den Ställen die Türen auf, ohne sich Neugierigkeit geben zu können, warum er das tat. Es war, um sich ein bißchen Luft zu machen für das, was sich sein schwerfälliges Gehirn nicht mehr ausdenken konnte, und wosfür sein Wortschatz auch schon längst erschöpft war, obgleich er's noch in sich fühlte wie verlorene Schmerzen, von denen man nicht weiß, wo man sie gerade hat.

Er hatte sich Zeit seines Lebens nur gequält und abgeradert, schon als Bub. Da sie den sauberen Bruder Joseph, den fetten, reichen Proß jetzt, hatten „geistlich studieren“ lassen, weil er ge-

scheiter als die anderen im Dorf war. Gewiß war ja die Hauptsache von der Kirche bezahlt worden. Aber wie er dann aus der Kulle gesprungen war, da hatt's doch ganz an ihnen gehangen, und der Vater hatt sich nichts zu sagen getraut, und sie hatten alle zusammengeschafft, um's zu bestreiten, er, der Vater, und die Mutter, und was er damals nur an Würst und Schinken, Butter und Eier nach Mainz geschleppt hatte, bei Wind und Wetter, wie er auf der Augustinergäß den Halbapotheker gelernt hat! Das hat der Fressbacher heut all vergessen. Und wie er ihm seine paar armen Sonntagskreuzer zugesteckt hat. Da hat er gut Wort geben und schön danken können. Aber wenn die Laus in den Grind kommt! Der Ochs vergißt immer, daß er ein Kalb gewesen ist. Heut sieht der Herr Bruder im Fett in Frankfurt, baut Häuser und spekuliert mit seiner Frau ihr'n Geld. Ja, Geld hat er und eine Frau dazu. Man soll sie'm Menschen was Nettles nachreden, aber die vier Evangelisten haben der die Lebensgeschichte auch nit geschrieben, aber bei der Frau Potiphar im Alten Testament, da steht schon so was von ihr. Aber sie hat Geld und fünf Bälz dazu gehabt, und über's kanonische Alter ist sie auch schon hinaus gewesen, da war gut auf sie hereinfallen.

Und nun kenna man die Familie nit mehr. — Der Bauer zog einen Brief aus der Tasche, der seine eigene uneholofene Handschrift trug.

Den hatte er ihm geschrieben, dem saubern Bruder Fressbach, daß er ihm doch mit ein paar lumpigen hundert oder tausend Markelchen helfen möcht. Der Brief war dann aber ungeöffnet zurückgekommen, und hinten außs Kubert war geschrieben — Herrgott, war das eine feine Handschrift! — war geschrieben: „Ich wünsch, unbehelligt zu sein!“

Er wünsch, unbehelligt zu sein. Worte hatte der Hannes nun keine mehr für diese Sache. Seine Pfeife war ausgegangen, und so wollte er seinen Brief mit des reichen Bruders Handschrift zu einem Fidius machen, wie er das vom Ofen her gewohnt war. Aber er besann sich noch einmal und steckte den Brief wieder ein. Gegen die Schweinefalktr aber tat er einen Schritt, daß sie aus allen Zugen ging. Dann setzte er seinen Mundgang fort.

Aber noch schlimmer war doch eigentlich der scheefe Spikfuß, der Ferkelstecher hier, der ihm jezt das bißchen Bettel verweigern ließ.

Und was hatte er nicht alles für den getan! Wie er noch so ein rohnäufiger Schreiberhub gewesen war, dem der Hunger an den Rodärmeln herausgedrückt hat, der aber schon die hohen Stangen im Kopf gehabt hat, da hatt er den fast ganz durdgefüttert. Dann war er der erste Schreiber auf dem Notariat geworden und gleich ein vornehmer Mann natürlich, vornehmer als der Notar selber, der Vater, Mutter, Bruder jezt nit mehr zu kenna gebraucht hat. Es war wenig genug, was er damals daheim abgegeben hat, und wie dann Vater und Mutter gestorben sind, da hat er auch nur getan, was er gerad gemußt hat. Gar nicht zu reden dann von der Kathrin, die immer für ihn gesorgt hat, als wär er ihr Kind statt ihr Schwager, und die ihm gewaschen und gebügelt hat, weil er das mit seinen paar Schreiberhaken anderswo doch nit hätt bezahlen können. Und für die hohen Stangen hat doch immer was übrig bleiben müssen. Und dann hat er Hochzeit gemacht, mit der Musikantenanna, mit dieser talbsäugigen Watschelent, die aufgeblasen ist wie ein Faschnachtskreppl und dumm wie ein Misthaufen. Da war der Hochmut dann gleich übers Dach hinaus gewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayrische Gewerbefchau.

Man wollte in München diesmal etwas ganz anderes machen, eine Ausstellung, die gar keine Ausstellung sein sollte. Bisher, wenn Kunstgewerbe, Möbel und all' das übrige, was man Innenarchitektur heißt, zur Vorführung kam, so geschah das nach dem Prinzip des Raumes. Wenigstens seit Darmstadt und seinem ersten Dokument der modernen Kunst war das so. Es sollte nicht der einzelne Gegenstand gezeigt werden, vielmehr die Synthese aus solchen Gegenständen. Man zeigte fertig eingerichtete Zimmer, zeigte Säle, wie sie für den Einbau bestimmt waren, zeigte Gärten, Kirchen, Friedhöfe. Der Raum mit seinem geschlossenen Rhythmus, seiner Stimmung und seinem individuellen Pathos sollte das Publikum gefangen nehmen. Das war psychologisch ein ganz richtiges Verfahren, nur so gelang es, auch den Fernstehenden klar zu machen: wohin jezt die Fahrt gehe, was man heute unter einem Schlafzimmer, einer Küche oder gar einem ganzen Einfamilienhaus zu verstehen habe. Das Publikum nahm Interesse an diesem Anschauungsunterricht und trug Ideale heimwärts, wie künstlich die eigene Wohnung aussehen solle. Das Ideal des Raumes hat sich als praktisch erwiesen. Es ist aber nicht nur praktisch, es ist in der Tat das, worauf es eigentlich ankommt. Der einzelne Gegenstand bedeutet noch garnichts, wenn es nicht gelingt, aus den mannigfachen Einzelheiten eine Einheit, eben den Raum zu fügen. Erst das Zueinander von Stuhl, Fensterborschang und Beleuchtungskörper gibt Wohnlichkeit und Schönheit. Womit gesagt ist, daß das Prinzip des Raumes auch künstlich in den Ausstellungen zu den besten Eindrücken helfen wird.

Das andere aber ist nicht weniger wahr, und das war es, was München unterschriech: im Raum und seiner Gesamtwirkung können leicht die Einzelheiten und ihre Fehler übersehen werden. München war led: wir wollen einmal auf die Unterstüzung d's schönen Scheines verzichten, wollen einmal zeigen, daß jedes Einzelstück, wie wir es hinstellen, ein eigener Wert ist. Ohne jede Milderung ohne jede Ablenkung wollen wir jezt Stühle, deren zwanzig, deren dreißig, nebeneinander stellen; und ein jeder soll für sich gesund und Charaktervoll sein. Wir wollen dem Publikum Gelegenheit geben, die kleinste Ware rund herum zu betrachten und zu beurteilen. Wir wollen keinerlei Illusion; wir wollen die nackte Wahrheit des brutalen Marktes. München wollte genau das, was die Leipziger Messe seit langem tut: ein Nebeneinanderreihen von Waren der gleichen Gattung, damit jedermann das eine gegen das andere zu prüfen vermag. Nur einen Unterschied wollte München gegen Leipzig sich wahren, allerdings einen entscheidenden. In Leipzig kommt wohllos alle Produktion der Saison zusammen; es gibt dort nur ein Ideal: die Neuheute, den Schläger, das Ungewöhnliche. München wollte für seinen Markt ein anderes Ideal aufpflanzen: die Qualitätsware. Es sollte bewiesen werden, daß Bayern auf allen Gebieten seiner Produktion Waren von sorgfältigster Arbeit und von schönem Geschmac vorzuweisen habe. Wenn diese Absicht gelungen wäre, so könnten Bayern und mit ihm das ganze Deutschland sehr zufrieden sein. Dann wäre der Qualitätsgedanke zur Norm der Produktion geworden. Die Absichten der bayerischen Gewerbeschau waren hoch gespannt; sie sind nicht in vollem Maße erfüllt worden. Noch scheint die Zeit nicht reif, um wirklich einen weitgedehnten Markt allein durch Qualitätsware bestreiten zu lassen. Es ist in Bayern nicht gelungen, die großen Hallen der Theresienhöhe nur mit guten und schönen Dingen zu füllen.

Das will richtig verstanden sein. Es gibt in München selbstverständlich eine Fülle von brauchbaren und schönen Dingen; unter den Beleuchtungskörpern, unter den Frauenhandarbeiten, besonders aber bei keramischen Gefäßen sind vortreffliche Stücke zu sehen. Das aber war nicht die eigentliche Absicht der Messe, wenigstens nicht die wichtigste. Um das Niveau handelte es sich: es sollte bewiesen werden, daß die normale Produktion des Landes, die tagtägliche, untadelig sei. Und das eben ist nicht gelungen. Konnte auch noch nicht gelingen; dazu ist der Gedanke der Qualitätsarbeit noch zu neu, dazu ist der Kapitalismus noch zu instinktillos, zu gewalttätig, zu sehr vom kurzfristigen Egoismus befallen. Hierfür läßt sich ein schlagendes Beispiel zitieren: die Nürnberger Spielwarenindustrie. Sie steht in München fast völlig. Wie kommt das? Die Großkommissionäre haben den einzelnen Fabrikanten die Teilnahme an der Gewerbeschau verboten, weil sie kein Interesse daran haben können, das Publikum wissen zu lassen, bei wem in einzelnen die Nürnberger Spielwaren hergestellt werden. Die Großkommissionäre, deren es nur wenige gibt, sind die Herren der gesamten Produktion; ihnen ist es völlig gleichgültig, was produziert wird, wenn es nur Absatz findet. Nun wohnen aber die Käufer der Nürnberger Spielwaren über die ganze Erde verbreitet; der größte Teil dieser Erde aber ist erst halb zivilisiert, ist spanisch, südamerikanisch, asiatisch, afrikanisch. Da ist es nur selbstverständlich, daß das Bedürfnis der exotischen Völker die Art der Produktion bestimmt. Was sind die europäischen Kinder; ein Minimum gegenüber denen vom Balkan bis zur Südsee. Daher kommen denn die rohen Mechanismen und grellen Farbeneffekte und all die anderen plumpen Verheerheiten der Nürnberger Spielwaren. Das Kapital der Großkommissionäre fragt nicht nach Qualität und Schönheit; gegen die Macht des Kapitals konnte die Münchener Gewerbeschau nichts ausrichten.

Auf einem anderen Produktionsgebiet war sie scheinbar von größerem Glück begünstigt. Die Augsburger Textilindustrie zeigt erstaunlich gute, und was Muster und Farbe betrifft, ganz annehmbare Waren. Man wundert sich, wenn man weiß, daß auch diese Industrie zu einem Teil vom Export an die minder zivilisierten Völker lebt. Es ergibt sich der einzig mögliche Schluß, daß die in München gezeigten Waren zwar von der Augsburger Textilindustrie gefertigt werden, aber nicht für die eigentliche Umfassung maßgebend sind. Diese Beobachtung dürfte noch für viele andere Industrien, von denen wir auf diesem Markt relativ Gutes sehen, zutreffen. Es wäre falsch, anzunehmen, daß die in München stehenden Waren die Durchschnittsqualität der Landesproduktion aufweisen. Man darf nicht vergessen, daß eine Jury siebte, zurückwies und auswählte. Es wird unendlich Häßlicheres in Bayernland gemacht als in München zu sehen ist; dessen muß man sich stets erinnern, um nicht in Optimismus zu verfallen.

Die Ausstellungsleitung begnügte sich aber nicht damit, aus Vorhandenem zu wählen; sie gab auch selber Anregungen, Neues zu produzieren. Dabei hatte sie Erfolg, aber auch Mißerfolg. Erfolgreich waren zu einem Teil die Wettbewerbe, so der für brauchbare Stubenöfen. Was da die Hafnerinnung zu zeigen hat, ist genau das Gegenteil von jenem schredlichen Ungetüm, das, mit Ornamenten besetzt, unsere Zimmer verunstaltet. Die Defen der Bayerischen Gewerbeschau wahren ein erträgliches Maß und begnügen sich, die Seerofen meidend, mit guten Verhältnissen. Weniger glücklich verlief die Beeinflussung, die die Ausstellungsleitung den kleinen Tischlern von München und der Provinz zuteil werden ließ. Diese kleinen Betriebe verjuchten es, nach Entwürfen, die man ihnen gab, oder die sie ertwarben, sozusagen moderne oder gar künstlerische

Möbel anzufertigen. Man spürt aber fast an jedem dieser Stille das Ungeübte, sogar das Krampfhaft. Es läßt sich eben nicht von heute auf morgen die schöne Qualität zur Tradition erklären. Zu dieser Einsicht hilft uns die Münchener Gewerbechau immer und immer wieder. Und darin wurzelt vielleicht ihre eigentliche Bedeutung; solchen Sinnes kann sie ein Markstein für die Geschichte der deutschen Produktion werden. Das neue Ideal eines Qualitätsmarktes, als Konkurrenz gegen die wahllose Messe von Leipzig, wird so leicht nicht wieder zu vergessen sein; Leipzig wird sich danach ein wenig reformieren. Was aber noch wichtiger ist: es werden die Fabrikanten, die dieses Menetekel des Qualitätsmarktes aufsteigen sehen, sich ein wenig zusammenehmen; sie werden einsehen, daß es auf die Dauer nicht geht, die Produktion auf das Niveau der Halbivilisation zu stellen. Noch durchgreifender aber als solche Beeinflussung der Produktion ist die Erziehung, die dieser Münchener Qualitätsmarkt den Konsumenten zu teil werden läßt, sie wenigstens zu teil werden lassen kann. Alle Kaufenden können da sehen, daß es schon heute besseres gibt, als man ihnen gemein anbietet; nun können sie künftighin kritischer sein.

Wenn auch das Prinzip des Marktes gewahrt wurde, und die einzelnen Waren in Reih und Glied stehen, so hat man doch nicht verkäuflich, die Hallen lustig herzurichten. Es sollte Jahrmarktstimmung geweckt werden; einen fröhlichen Trubel wollte man, die bunte Heiterkeit einer Kirmes, einer Dult. Das ist vortrefflich gelungen. Besonders Niemerichmid gab der großen Halle ein blau-rotes Aufschauzen, ein Jodeln und Schuhplattlern. Es flattert von Bändern und Kränzen; Girlanden greifen durch die Luft, es regnet Rosen.

Ein guter Gedanke war es, eine ganze Reihe von Werkstätten aufzubauen; da können die vielen, die von den Prozessen des Handwerks und der Maschine keine Ahnung haben, nun sehen, wie das entsteht und sich rundet, was sie jahraus, jahrein gedankenlos benutzen. Dadurch können diese Leute den Dingen näher kommen. Und das ist notwendig. Erst wenn wirklich das Volk in seiner Ganzheit klare Vorstellungen in sich trägt von dem, was es an Waren braucht, sei es für die Notdurft, sei es für die Darstellung seines Wesens, erst dann wird wieder eine Höhe der Qualität erreicht werden, wie sie sich aus auf in den dem modernen Markt einverleibten Schränken mit alten, klaffenden Geräten der Renaissance, des Barock und des Empire. Alle diese bewundernswerten Gegenstände sind die höchstens formalen Möglichkeiten, wie sie unter den damaligen Wirtschaftsverhältnissen wachsen konnten. Jeder dieser Krüge, jede Laterne oder was man sonst hier sieht, ist eine Potenzierung jener Zeit. Nun kommt alles darauf an, daß auch wir lernen, dem wichtigsten Gegenstand den Charakter unserer Gegenwart aufzuprägen.

Robert Dreuer.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Weidmannssprache. Das Wort Weidwerk mit seinen Verwandten erscheint besonders geeignet, uns die wunderbare Wandlungsfähigkeit der Sprache in der Bedeutungsentwicklung ihres Wortschates deutlich vor Augen zu stellen. Wer sollte heute meinen, daß die Wörter Eingeweide, Viehweide und Weidwerk zusammengehören, und doch sind sie desselben Ursprungs und gehen auf ein und denselben Grundbegriff zurück. Dieses Wort Weide lautet althochdeutsch woida, während der Name des Weidenbaumes wida ist. Jenes bezeichnet zunächst: Futter, Speise; daher Eingeweide, eig. die genossene Speise, der Inhalt von Magen und Darm, dann die mit Speisen gefüllten Gedärme, endlich verallgemeinert: die Weichteile der Brust- und Bauchhöhle (Herz, Leber, Lunge und Gedärme). Auch die Jägerausdrücke Weide für die Nahrung (d. h. Nahrung) des Faisans und des Rebhuhns, auch des Faisan, und Weidlöffel oder Weidmesser für die Zunge von Hirsch oder Reh haben diese älteste Bedeutung beibehalten. Das Wort bezeichnete sodann den Futterort, davon die Bezeichnungen: Viehweide, Weidgrund, Weidfläcke u. a.; in übertragenem Sinne gehört auch Augenweide und Ohrenweide hierher. Endlich galt unser Wort auch für das Suchen von Futter und Speise, also das Jagen, und zwar ursprünglich so allgemein, daß man auch den Fischfang mit darunter einbegriff; später schränkte man es in dieser Beziehung auf die Jagd ein, an die man bei Wörtern wie Weidwerk, Weidmann (früher auch Weidner, jetzt nur noch als Familienname erhalten), Weidtasche, Weidmesser u. a. allein noch denkt. Auch weidlich bedeutet eigentlich: jägermäßig, wurde dann aber von der Gemeinprache verallgemeinert zu: frisch, mäßig, gehörig; vergleiche zum Beispiel weidlich schwitzen.

Aus dem Tierleben.

Leuchtende Insekten. Obgleich die Wissenschaft stets bemüht sein sollte, die Gründe der Naturscheinungen ausfindig zu machen, sie also in diesem eigentlichen Sinne zu „ergründen“, liegt es doch in der Natur der Menschen, überall zunächst nach dem Zweck

zu fragen. Es ist jedoch oft nur ein Streik um Worte, denn es kommt fast auf dasselbe heraus, wenn die Frage nur überhaupt beantwortet wird. Daher ist es beispielsweise nicht unberechtigt, sich nach dem Zweck der Leuchtorgane zu erkundigen, die viele Tiere besitzen. Am sonderbarsten und wichtigsten ist der Vorgang des Leuchtens bei den sogenannten Glühwürmchen. Ein Leuchtorgan könnte wahrscheinlich Millionen damit verdienen, wenn er eine Erfindung machte, diese Fähigkeit der kleinen Käfer nachzuahmen. Es ist das Ideal eines Lichts ohne Wärme, das hier verwirklicht ist, freilich nur in einem bescheidenen Grade hinsichtlich der Leuchtkraft. Unsere häufigsten Leuchtkäfer gehören zu der Gattung Lampyris und ihr bekanntester Vertreter ist das Johanniswürmchen. Es gibt aber noch mehrere andere Gattungen von Leuchtkäfern, auch in anderen Weltteilen.

Ein Mitarbeiter der „Nature“ hat eine Uebersicht über die neuesten Forschungen an zwei dieser Gattungen Photinus und Lecontea gegeben, die sich gerade darauf gerichtet haben, den Zweck der Leuchtorgane für die Tiere selbst festzustellen. Bei wenigstens vier Arten ist es danach unzweifelhaft nachgewiesen, daß das Leuchten eine Funktion im Geschlechtsleben übernimmt. Unmittelbare Beobachtungen haben gelehrt, daß die Männchen und Weibchen der Gattung Photinus Lichtsignale miteinander austauschen, vermöge derer sie sich suchen und finden. Ein Aufleuchten des Weibchens z. B. wurde unmittelbar durch einen Lichtblitz des fliegenden Männchens beantwortet, das sich dann zu Boden fallen ließ, wieder ein Lichtsignal ausstrahlte und nach dessen Beantwortung sich dem Weibchen durch einen weiteren Flug näherte. In vielen Fällen gelang es sogar, die Weibchen zu täuschen. Wenn man nämlich ein Zündholz abkramte und im Kreise herumshawang, um die Flugbewegung des Männchens nachzuahmen, so antwortete das Insektenweibchen in der beschriebenen Weise und unterlag sichtlich dem Betrug. Bis zur Beantwortung dieses künstlichen Lichtmittels vergingen höchstens zwei bis fünf Sekunden. Ebenso ließ sich eine ganz kleine elektrische Lampe für solche Täuschungen verwenden, und übrigens erlagen ihr die Männchen ebenso leicht wie die Weibchen. Die Lampe konnte sogar bis auf einen Meter und noch weniger an das signalisierende Männchen herangebracht werden, ohne daß dieses den Betrug merkte. Ein Punkt aber hat sich bisher noch nicht aufklären lassen. Die Männchen des Leuchtkäfers müssen noch eine besondere Fähigkeit besitzen, das Leuchten des Weibchens von dem anderer Männchen zu unterscheiden, denn es ist niemals beobachtet worden, daß ein fliegendes Männchen sich zur Erde niedergelassen hätte, wenn einer seiner Geschlechtsgenossen in der Nähe sein Licht spielen ließ. Ebensonenig antwortet ein Weibchen auf das Leuchten eines anderen Weibchens. Dieser Umstand erscheint um so merkwürdiger, als doch beide Geschlechter sich durch künstliche Lichtquellen ganz anderer Art wie das Streichhölzchen oder die elektrische Lampe täuschen lassen. Außerdem ist jetzt festgestellt worden, daß das Gewebe des Leuchtorgans seine Leuchtkraft behält, wenn es im luftleeren Raum in Wasserstoff getrocknet wird. Sogar nach anderthalb Jahren noch konnte das Leuchten von neuem hervorgerufen werden, wenn das Gewebe wieder befeuchtet wurde, und zwar um so stärker, wenn zur Befechtung nicht Wasser, sondern Wasserstoffsuperoxyd benutzt wurde. Endlich hat man beobachtet, daß die Gewebe noch nach dem Tode des Insekts einige Zeit fortleuchten können. Dagegen ist es bisher nicht gelungen, die chemische Natur des Leuchtstoffs zu ergründen.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Arsenik in Nahrungsmitteln. Wenn von Arsenik die Rede ist, wird den meisten Leuten alsbald Angst, als könnte es sich nur um Vergiftungen handeln. So stark aber die Giftwirkung dieses Stoffes in größeren Mengen ist, so wenig kann es unter allen Umständen als schädlich bezeichnet werden. Besteht doch sogar in manchen Gegenden der Ostalpen beim Volke die Sitte des Arsenikessens, wobei mancher unbeschadet alt und grau wird. Außerdem hat auch die Medizin, die freilich viel mit Giften arbeitet, auch das Arsenik zu kuren benutzt, die namentlich durch Förderung der Exkretion zur Erzielung eines besonderen Ernährungszustandes führen sollen. Man weiß jetzt auch seit geraumer Zeit, daß die Natur bereits diesen Weg gewissermaßen anzeigt, denn das Arsenik gehört zu den meistverbreiteten Stoffen auf der Erde. Wenn dem Menschen die Aufnahme von Arsenik schon in kleinsten Mengen schädlich wäre, müßte er sich von den meisten seiner gewohnten Speisen trennen. Schon um das Jahr 1850 wies Sten den Gehalt von Arsenik in der Asche des gewöhnlichen Kohls, der Rüben und der Kartoffeln nach, später auch im Leinwandgewebe und im Roggenstroh. Der berühmte Chemiker Armand Gautier hat vor einigen Jahren übrigens gezeigt, daß Arsenik überhaupt einen Bestandteil des gesunden Menschen und Tierkörpers darstellt. Jetzt haben zwei Chemiker der Pariser Akademie der Wissenschaften die Ergebnisse neuer Untersuchungen über den Arsenikgehalt in Nahrungsmitteln vorgelegt, und daraus geht hervor, daß Pilze 6 Milligramm Arsenik in je einem Gramm enthalten, schwarze Trüffel sogar 20, japanischer Reis 7, gewöhnliche rote Bohnen 25, weiße Bohnen 10, graue Erbsen 9, Linzen 10, Artischocken 10, Röhre 10, Lattich 23, Spinat 9, grüne Erbsen 4, Sellerie 10, Karotten 5, Blumenkohl 8, Spargel 10 Milligramm usw. Sehr erheblich ist auch der Arsenikgehalt in Rüben, geringer in frischem Obst.